

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

27 (2.2.1927) Die Mußestunde

schlingen. Der Raubfischcharakter des Hechtes wird durch die außerordentlich kräftigen einwärts gerichteten Zähne und den tüdlichen Blick noch drastischer zum Ausdruck gebracht. Die Gestalt des Hechtes läßt darauf schließen, daß man es mit einem gewandten Schwimmer zu tun hat. Sein langgestreckter Körper, mit dem oben abgeflachten Kopf und seiner tiefen, weit vorgehöhlen Schnauze kann durch einen kräftigen Schlag der auf entwickelten Kiemen- und Schwanzflossen blisartig vorwärtsgetrieben werden. Diese Eigenschaften sichern dem Räuber fast regelmäßig den Erfolg und die Bezeichnung „Wasserkönig“ gegeben. Jedes Gewässer, vom kleinen Bächlein bis zum tiefen See oder einsamen Tümpel ist ihm gleich anziehend, wenn nur die notwendigste Lebensbedingung, die im Vorhandensein reichlicher Nahrung besteht, erfüllt wird. Vor der Gefährlichkeit des Hechtes ist nichts sicher, denn er stürzt sich auf gleich große Artgenossen und andere Fische, mit derselben Gier wie auf Frösche, Wasserratten oder kleines Wassergeflügel. Ueble Erfahrungen hat der Hecht aber auch schon gemacht, denn er unterliegt rasch den übrigen Beutetieren einen nachlässigen Warijch oder Stichling. Während der Stichling von dem großen Räuber trotz seiner Kleinheit „respektiert“ wird, fährt er den Warijch zunächst solange beim Kopfe, bis der Erstidungstod einsetzt und die Rückenstacheln nach Erschlaffung der Streckmuskeln glatt am Rücken anliegen, bevor er daran denkt, die Beute zu verschlingen. Hat er eine Beute erst einmal gefressen, dann ist sie rettungslos verloren. Jeder Versuch, sich aus dem Magen des Räubers zu entfernen, bewirkt nur ein tieferes Eindringen der einwärts gerichteten Zähne. So ist es auch erklärlich, daß selbst größeres Wassergetriebe, wie Gänse und Enten, beim Grundeln vom Hechte gepackt und mit in die Tiefe gezogen werden und hier den Erstidungstod erleiden. Der Hecht überfällt seine Beute von einem ihm deckenden Hinterhalt aus mit unheimlicher Schnelligkeit und auf gesteltem Vortriebe. Hierin sieht man vor allen Dingen die Verschlagenheit des Räubers, der recht gut weiß, daß ihn die von der Natur verliehene Färbung aufdeckt, um von keinem nahenden Opfer bemerkt zu werden. Selbst in klaren, klaren Gewässern ist es für den Menschen recht schwierig, einen lebenden Hecht zu entdecken. Während der Hecht im ersten Jahre nahezu völlig grün gefärbt ist und deshalb auch als Grashecht bezeichnet wird, sind die älteren Tiere auf den Seiten gewöhnlich goldgelb glänzend. Die unregelmäßig verteilten grünlichen bis schwärzlichen Flecke sind nichts weiter als die natürliche Schutzfärbung. Der dunkle Rücken deckt ihn gegen die Sicht von Oben, und da der Hecht seine Nahrung meist am Boden einnimmt, kann er von hier aus jede heran kommende Beute leicht erblicken, ohne selbst bemerkt zu werden.

Literatur

Alle hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 48, Karlsruhe, zu beziehen.

Urania. Heft 3 der „Urania“. Jahrgang 1926/27. Monatshefte für Naturerkenntnis und Gesellschaftslehre. Bezugspreis: Ausgabe A (3 Hefte und eine broschierte Buchbeilage) pro Vierteljahr RM. 1.00, Ausgabe B (3 Hefte und eine in Ganzleinen gebundene Buchbeilage) pro Vierteljahr RM. 2.25. Probenummern können angefordert werden von der Urania-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Jena. — Im Hinblick auf die Weihnachtszeit berichtet Otto Dessen in einem Leitartikel „Ernte Bibelforschung“ über die historisch-philosophischen Unterlegungen von Artur Drews und die soziologische Kritik des Christentums durch Karl Kautsky. Was moderne Gesellschaftskritik aus der angeblichen Geburtsstätte des Weltbetrachters gemacht hat, ist in der Rubrik „Von fremden Ländern und Völkern“ nachzulesen. Die Naturfreunde werden mit Verriedung feststellen, daß den naturwissenschaftlichen Beiträgen in diesem Heft ein besonders breiter Raum zur Verfügung gestellt wurde. Wir nennen „Altwaldern“ von Prof. Cornet Schmidt. Aus der Naturgeschichte des Rauekierchens“ von Dosem Ewald Schild. Prof. Scharek widmet dem freiwillig aus dem Leben geschiedenen Geyffnerfreund Paul Kammerer, dessen letzter Aufsatz über „Biomuseum und Darwin-Museum in Moskau im vorliegenden Heft veröffentlicht wird, einen warmen Nachruf. Die diesjährige Verlesung der Naturforscher und Ärzte findet in einem Eigenbericht der „Urania“ aus der Feder von Ewald Schild eine kritische Würdigung vom Standpunkte des marxistisch geachteten Beobachters. Im Beiblatt „Soziale Wandern“ abt Dr. Lombard (Wien) einen fesselnden Reisebericht „Südamerika, der aufsteigende Kontinent“; der Verfasser hat mehrere Monate lang mit einer deutschen Theatervorstellung das große Gebiet bereist und alle wichtigeren Städte besucht. Im Beiblatt „Der Leib“ ist ein Aufsatz „Schamgefühl und Körperkultur“ aus der Feder des Assistenten am Institut für Sexualwissenschaft A. Beller enthalten. Der Bildschmuck ist besonders reich. Als Beilage wird ein Sonnenwanda für dreißigminütigen Chor von Walter Gattke gebracht.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund u. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Zeitschrift für Kleidung, Körperbildung und Erziehung, Handwerks- und Volkstum. Herausgegeben vom Verband Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Verlag Otto Becker, Leipzig. 1. Heft 1927. Preis 1.10 M. — Aus den Aufsätzen und Bildern dieser Zeitschrift wirkt eine konzentrierte Kraft; die Liebe herzlicher Frauen für ihre Mitmenschen und eine hohe Achtung vor den Aufgaben des weiblichen Geschlechts. Sie alle, die aus innerem Begehren an der Zeitschrift mitarbeiten, lassen keine Frau unbeachtet, einer jeden weisen sie den Weg und immer einen Weg, an dem es Blumen zu pflücken gibt. Und doch spürt man nirgends ein Belehrenwollen, nirgends gefällige Verlegenheit, nur reines Wollen, tiefes Streben und einen herzerfrischend klaren Verstand.

Räselecke

Regierbild



Wo ist mein Kollege geblieben?

Räfel

Buntfarbig es am Boden liegt, Wenn es jedoch von Dämmen liegt, Man's unbedeutend zu suchen hat, Im deutschen Reich als eine Stadt.

Räfel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Silbentrens-Räfel: Marmor, Marber, Amor, Aber. Räfel: Reittier. Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Weiber, Gretel Armbruster, Karlsruhe; Frau Anna Ansel, Karlsruhe-Mühlburg; Heinrich Meier, Durlach; Alfred Wittum, Reichenbach; Karl Angerer, Söselberg.

Witz und Humor

Humor aus der Schulfeste. Um die neunte Stunde rief Jesus: „Es ist prachtwoll!“ (wollbracht). — Die Weiber singen Frühmorgens mit Schwärzereien zum Grabe (Spezereiten). — Niemand ist vor seinem Tode allüchlich zu Preußen. — So hat sie (die Waisfrau) stets mit laurem „Fleisch“ ihr Brot in Ehr und Zucht gegeben. — Gott ließ zehn schwere Balken über Köpften kommen (Wagen). — Fast mußte der Reiter die „Mähre“ traagen. — Karl Friedrich hob die Leidenhaft des Volkes auf. (Leibeigenhaft). — Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgerundeten. — Barbarossa wurde vom See löm getroffen (ist in Seeleb ungelommen). — Kommt Zeit, kommt Gras. Selbstgespräch. Einem Matrosen fällt am Hafen die letzte Mark ins Wasser. Traurig blickt Hein der entschwebenden nach und murmelt: „Verjören wollt id di — aber so gemein doch nich!“ Nouveantes. „Verzeihung, anädige Frau,“ sagte die Waislerin, „alle Biede haben sich aus der Seide nicht herauswischen lassen.“ Die Gnädige bekommt Schreitämpfe. „Biede?“ — aber das waren doch handgemalte Modemuster!“ (Mf.) Waisstum. Trudchen steht am Kleiderstank und ruft erstaunt: „Mutti, der Kleiderstank ist schon wieder kleiner geworden. — Ich reiche schon bis zum Schlüsselloch!“ (Mf.)

Die Mußestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

5. Woche

Karlsruhe, den 2. Februar

1927

Es steht geschrieben

Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte seines Rechts. Es wandelte sich, wie sich die Zeiten gewandelt haben. Zu allen Zeiten aber galt dennoch dieses geworden je weilige Recht als unumstößlich, und Revolutionäre nur setzen dem ewigen „Es steht geschrieben“ gegenüber das neue: „Ich aber sage Euch!“ Es steht geschrieben. So fühlt auch der Bürger der Gegenwart mit zufriedener Genügsamkeit. Denn es ist ja auf alles eingestell, was dem Menschen von heute so heilig. Auf das Hab und das Gut. Es schüßet das Erbe teil. Es sichert das Eigentum. Es läßt selbst den Boden zu eigen sein, daß er „Bins“ bringt. „Es steht geschrieben“. So wie die Wirtschaftsjordnung, so das Recht. — Wir fügen uns, weil man sich fügen muß in das Stadium einer Entwicklung, bis sie zu Neuem reißt. Aber wir wissen, daß auch dieses Recht nur das Recht einer Entwicklungsstufe ist. Mit der neuen Ordnung kommt auch das neue Recht, das Recht, dem die Sache nichts ist, sondern alles der Mensch. — Und mag es auch zusammengefaßt sein in Paragrafen und alle Gesetze der früheren Zeiten. Das neue Recht steht dennoch geschrieben da, wo noch kein Recht je in der Geschichte geschrieben stand. Es steht geschrieben im Herzen, in der menschlichen Brust. Es wird mit dem gansen Wesen des Menschen erlebt und es ist Tat in allem menschlichen Treiben. Es ist das soziale Recht, das heilige Recht.

Der einzige Sohn

von Pierre Milte. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von M. Brill. Frau Marie Katherina Despringes hatte acht Kinder gehabt. Eine so reiche Nachkommenschaft ist nichts Besonderes in unserer nördlichen Provinz, wo reich und arm, Arbeiter und Herren sich gegenseitig an Fruchtbarkeit überbieten. Am Sonntag sieht man in Lille die Familienmutter, ein wenig träge, schwer von dem saftigen Blut, von dem üppigen Fleisch der Flamen, ihr Regiment mit den blonden Haaren, mit den mächtigen Gliedern durch die Älleen des Waldchens an der Deule oder des Parks vonban posieren zu lassen. Solange sie jung sind, tragen sie stolz immer neue Schmuckstücke zur Schau. Wenn sie älter werden, erwarten sie ohne Ungehör, mit ruhiger Gewißheit die Zeit, wo ihre Söhne und Töchter, den Ueberlieferungen der Rasse getreu, ihnen jede Woche, wie es sich gehört, ein ebenjo zahlreiches „Regiment“ zur Inspektion vorzuführen werden. Soweit war Frau Despringes mit ihren fast 75 Jahren. Ihr ältester Sohn Adolf — bei den Despringes tragen seit 150 Jahren alle erstgeborenen männlichen Nachkommen pflichtgemäß diesen Vornamen — hatte sieben Kinder. Ihre Tochter Julchen neun. Ihre anderen Kinder — noch drei Söhne und drei Töchter — ungefähr ebensoviel: bis auf Theodor, den nachgeborenen, der sich in Paris mit einer Pariserin verheiratet hatte — eine ziemlich seltene Ausnahme in Lille, wo man gegen solche Ehen mißtrauisch ist — und von ihr nur einen einzigen Sohn Marcel hatte. — Sie haben ihn Marcel genannt“, entschied die Großmutter verächtlich, „weil das im Ohr männlich und weiblich zugleich klingt, der beste Beweis, daß sie nicht mehr haben werden!“ Frau Despringes hatte ihr Haus in der Königstraße, ein großes Haus zwischen Hof und Garten. Aus ihren Händen gingen trotz ihres Alters noch Wunderwerke hervor. Aber nur die. Schwermig und schön mußte es sein. Sah sie eine ihrer Schwiegerstöchter Geden oder Strümpfe ausbessern, so pflegte sie zu sagen: „Kind, wenn der Tag zu Ende ist, wirst du fünf

Groschen verdient haben“. So niedrige Arbeiten mußten in ihren Augen den „Frauzimmer“ d. h. den Mägden vorbehalten bleiben. — Alle acht Tage am Sonntag empfing sie ihre Kinder und Entel zu Tisch — alle, die in Lille geblieben waren, also alle, ausgenommen Theodor, Theodors Frau und ihren Marcel, die in Paris wohnten und die sie fast vergessen hatte. Aber die anderen bildeten eine so zahlreiche Schar, daß sie sie trotz des riesigen Speisesaales in ihrem Hause nur umflüchtig um sich sammeln konnte, und doch war man jedesmal zu mehr als zwanzig an Tisch. Diese Mahlzeiten waren üppig. Denn sie war reich — sie besaß eines ihrer Vermögen Nordfrankreichs, die sich gleichseitig aus den Einkünften aus Fabriken und aus Kohlenaktien zusammensetzten. Frau Despringes war stolz auf diese Schar und war von einer strengen Gerechtigkeit in dem Urteil, das sie über sie begab. Witwe — umgeben von dieser zahlreichen Nachkommenschaft, die ihrem Schoß entsprossen waren — betrachtete sie sie mit zärtlichem aber kritischem Blick, fast wie der Besitzer eines Rennstalles, seine Aufsucht nach dem Prediatee und den „Zuchtverluchen“. Zulchens Kinder? . . . Gute Kinder nicht mehr. Großes ist nicht draus zu machen. Zulchen hat einen Verdonn geheiratet: die Verdonn sind nicht stark. . . Adolf, der Sohn meines Adolfs? Etwas besser. Aber keine Energie. Leopold, der dritte aus dieser Linie? Der gleicht am meisten meinem Mann. Sie werden sehen — er wird einmal an der Spitze stehen. — Unterdessen schrieb Theodor und seine Frau aus Paris reizende Briefe, schmeichelhafte Briefe, Briefe, in denen sie auch nie verfehlten, ihren einzigen Marcel in den Himmel zu heben. Jedes Jahr bekam sie eine neue Photographie von ihm: aans klein im Kleiden, im ersten Böschen, im Kommunionanzug. Sie zuckte die Achseln: „Ein kleiner Brins!“ urteilte sie. Das war in ihrem Mund kein Kompliment. Frau Despringes liebte die Prinzen nicht. Ihr, der Patrizierin, schien die Bourgeoise in Frankreich die einzige Klasse, die Achtung verdiente. Schließlich drangen die „Theodors“ so sehr mit Bitten in sie, daß sie sich entschloß, die Reise nach Paris zu machen, um sie zu besuchen. — Theodor erwartete sie auf dem Bahnhof. Er hatte auf dem Boulevard Malesherbes eine schöne Wohnung, auf die er sich nicht wenig einbildete. — Frau Despringes bemerkte mitleidig: „Ach, ihr wohnt auf der Höhe!“ Das war ihrer Ansicht nach ein Abstieg. Eine Familie, die auf sich hält, muß „ihr Haus“ haben, ein Haus, das sie ganz allein bewohnt. — Und sie fügte hinzu: „Dann habt ihr natürlich auch keinen Hof!“ Denn man muß nicht nur „sein Haus“, sondern auch „seinen Hof“ haben, wenn man schon nicht Hof und Garten hat. Das ist in Lille seit Jahrhunderten Brauch. Jedes Haus muß „seinen Hof“ haben, und sei er so groß wie ein Tafelentuch. Niemand hat je gewußt, warum — aber das ist nun einmal so. — Schließlich fragte sie: „Und euer Marcel?“ „Er kommt bald aus dem Kurjus zurück.“ „Ach — aus welchem Kurjus?“ „Er ist bei den Patres, Rue de Madrid.“ „Ach, ach! Warum habt ihr ihn denn nicht ins Gymnasium gegeben?“ — Alle ihre anderen Entel in Lille sind auch bei den Patres!“ entgegnete Frau Theodor, tief getränkt durch diese Ungerechtigkeiten. — „Das ist nicht daselbe: in Lille kann man nicht mehr anders. Im Gymnasium bewilligen der Staat und die Stadt jetzt so viel Stipendien. Kinder von Lieferanten sind da, von Arbeitern sogar! Und noch etwas: man erkennt die französische Sprache nicht mehr! Aber in Paris! Jeder hat hier eine gute Ausbildung. Da muß man doch ohne die Zeitungen auskommen können. Mindestens hättet ihr Marcel bei Geistlichen unterbringen müssen, die ihre Zöglinge ins Gymnasium

führen... Die Geistlichen für die Erziehung, die Unwissenheit für die Bildung; so hielt man es zu meiner Zeit."

So rätionierte sie nach eingeleiteten Grundfragen. Und Marcel kam. Sein Vater und seine Mutter blühten ihn nicht nur mit Freude — nein mit Anbetung an. Marcel war der wahre Herr des Hauses, viel mehr, der Mittelpunkt der Welt!

Er war blaß, fein, elegant, raffiniert und gewandt angezogen, von den Vorderhäften mit hellen Stoffeinlagen bis zu seiner atemberaubenden Seite. Mit seinen 14 Jahren hatte er schon annähernd die Unwissenheit und die Autorität eines Mannes.

Er lächelte seiner Großmutter, mit Grazie die Hand. Frau Desprings moß ihn mit einem einzigen Blick vom Kopf bis zu den Füßen und sagte laut:

"Du bist sehr nett, Kleiner, sehr nett! So wie du bist, habe ich 42!"

Marcel kam in sich zusammen, die Luft ging ihm aus. 42 wie er! Wie er, der gewöhnlich war, der Einzige, der Herrscher, der Tyrann einer anonymen Herde, einer Fohlenschicht, der Eltern verbarren empört, vernichtet! Zweihundertzwei! Zweihundertzwei wie ihr Marcel! Sie hatte ihn wohl nicht richtig angesehen.

Frau Desprings verließ Paris drei Tage später, ohne daß sie scheinbar während dieser Tage diesem gezierten Marcel noch mehr Beachtung geschenkt hätte, als ob er überhaupt nicht existiert hätte. Herr und Frau Theodor waren wütend und verzweifelt.

"Sie werden sehen" sagte Herr Theodor zu seiner Frau — er sagte "Sie" zu ihr, worüber die alte Frau Desprings, die das für gezielte Manöver hielt, natürlich gelacht hatte —

Sie werden sehen, sie wird uns so wenig wie möglich hinterlassen; sie wird uns enterben. Sie sieht ansehnlicher nicht; sie kann ihn nicht leiden; und dann sind ja alle die anderen da, meine Brüder und Schwestern mit ihrem ganzen Kinderschwarm!"

Seine Frau war ebenso überzeugt, daß diese verrückte Alte nicht den reinen, wohlgeschliffenen Diamant vom größten Glas untergehen könne. Sie hoffte nichts mehr. Sie war verzweifelt.

Als sie starb, hervorragte Frau Desprings zur allgemeinen Verblüffung das Ehepaar Theodor und ihren Enkel Marcel mit einem Knäuel — das war alles was sie tun konnte — Ihr eigenhändiges Testament, in der sehr leichten englischen Schreibschrift geschrieben, gab dafür folgende Erklärung:

"Meine anderen Enkel, werden mit dem ich ihnen hinterlassen, zurecht kommen können. Sie haben eine gute Erziehung bekommen; sie sind gewöhnt, ihre Eltergen zu ehren; sie bilden eine solide Gruppe. Sie werden in einem Lande bleiben, wo jeder arbeitet, und sie werden auch arbeiten."

Mein Enkel Marcel ist ein einziges Kind. Ich habe ihn gelehrt. Ich habe mir ein Urteil über ihn gebildet; er hat alle Ausschüß, niemals etwas zu laugen. Ich hinterlasse ihm soviel, wie ich kann und rate ihm, niemals etwas zu tun und von seinen Renten zu leben. Er laugt zu nichts anderem."

Volksleben in der Karolingerzeit

Von Prof. Rudolf Goette

Ueber deutsches Volksleben im 8. und 9. Jahrhundert gibt es nur vereinzelte unmittelbare Nachrichten, besonders kirchliche und auch staatliche Verbote, die auf gewisse Sitten hinweisen. Wir kennen aber sehr viel von altertümlichem Brauch und altertümlichen Anschauungen aus späterer Zeit. Was davon deutlich auf heidnische Vorstellungen zurückweist, darf meist ohne Bedenken schon der Zeit der fränkischen Könige zugeschrieben werden. Einige Beispiele mögen zur Veranschaulichung volkstümlichen Wesens und Denkens unter den Karolingern dienen.

Nach altem Glauben ist die Seele des Kindes schon vor der Geburt auf der Welt. Sie weilt in Seen, Teichen oder Brunnen, auch auf Bäumen oder Bergen; der Storch oder auch der Schwan bringt sie herbei. Noch lange über die Karolingerzeit hinaus erbaut sich die altgermanische Sitte, daß der Vater das neugeborene Kind aufhebt und damit rechtlich anerkennt; darauf wird es gebadet. Die Taufe wird so schnell als möglich vollzogen; denn sie befreit das junge Wesen aus der Gewalt der bösen Geister. Der Kampf gegen Dämonen galt überhaupt als ein wichtiger Teil priesterlichen Waltens, auch in den eigenen Anschauungen der Kirche. Die Ehegeschlechtsbindung ist vor allem eine Geschäftssache. Der Brautlauf verschwand zwar mit dem Heidentum, und der Brautraub erhielt sich nur in der Form lustiger Hochzeitsfeste. Aber mit Hilfe des Werbeters, eines Verwandten oder väterlichen Freundes des künftigen Gatten, wird vor der Verlobung genau festgelegt, was beide Teile mit in die Ehe bringen. Nach der Verlobung bereitet die Braut ein Essen, und damit ist nach der Volkssitte die Ehe geschlossen; kirchliche Trauung hat sich erst viel später eingebürgert.

Die Hochzeitsfeier findet ursprünglich meist im Hause des Gatten statt. Unter den Befestigungsstätten ist besonders der Rebretter (re réo der Tote) zu gedenken. Diese finden sich in einem großen Teile Süddeutschlands, besonders im böhmisches-bairischen Walde. Ursprünglich ließ man den Toten vom Brett in die Grube hinabsinken (abrußigen) und pflanzte das Brett mit seinem Namen über die Ruhekuhle auf. So fand diese Art der Beerdigung im Frühmittelalter statt. Später wurden die Rebretter vom Grabe getrennt aufgestellt.

Viele Feste hängen mit dem Wechsel der Jahreszeiten und altem Glauben zusammen. In den zwölf Nächten um die Jahreswende, die unter christlichem Einfluß meist auf die Zeit von Weihnächten bis Dreikönigstag festgelegt wurden, geben die Geister der Verstorbenen um. Man feiert an diesen Tagen, um sich vor Schaden zu bewähren. Durch allerlei Brauch (Wiespiele) wird die Zukunft erkundet. Am Weihnächten zeigt sich der Wode, der Schimmelreiter. Doch schon lassen sich drückliche Gestalten an die Stelle der Heidengeister; der Ruchst Kuppelst oder Sankt Nikolaus erscheinen mit alten Lehren; auch das Christkind. Man bakt in dieser Zeit Kuchen in verschiedenen Formen, die aus dem Heidentum herrühren. Schlachtstücke fallen oft mit dem Feiern zusammen. Frau Holle oder Perchta gehen strafend und lohnend um. Man beschießt sich, oft in geheimnisvoller Weise.

Dazu kam die kirchliche Feier von Christi Geburt, die der römische Bischof Liberius 354 auf den 25. Dezember festgelegt hatte. Durch Kälte und Schnee ging's oft weit über Land zur Christmette. Unsere heutige Art der Christfestfeier, der Tannenbaum auf dem Weihnächtsabend ist erst seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aus der Gegend von Straßburg besaigt; die Lichter kommen noch später hinzu. Die Sitte des Johannisseuers hingegen wird von einzelnen Gegenden und Sonnden im 7., 8. Jahrhundert und später bekämpft. Es ist ein Hofffeuer, womit man am längsten Abreitag böse Geister und Krankheiten austreibt. Man jagt das Vieh durch den brennenden Holstok, dann spritzen die Menschen über die Flammen. In späterer Zeit, als der ursprüngliche Ernst des Brauches sich gewandelt hatte, taten dies die Burshen und jungen Mädchen paarweise am Mitternacht, was sich auf dem Oberharz bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Martinsfeste mit Schmaus und Trunk im Oktober werden von der Kirche bereits 590 getadelt; in Sankt Martins, des Schülers der Herden und Wäner, Verkleidung heßt ein germanischer Gott. Die Martinsgans ist also ebenso alt wie die Sitte des Johannisseuers, und bei frohem Trinken schon von den Anhängern des ersten fränkischen Kaisers verachtet worden. Die Entstehung der Maifeiern hingegen mit Maientänzen und Ränzen und einem Reih der Winne wird man der Mitternacht des Ritters zum weisen müssen, in der Herr Mai von den Dichtern hochgeehrt und geirdet wurde.

Genossen ist auch der Zusammenkunft über alle in der Jugendzeit germanischen Christentum besonders Reich auf das deutsche Gemüt aus. Unter Karl dem Großen waren in Deutschland, vielleicht nach italischen Vorbildern, Gilden (gildoniae) entstanden, die sich zu Schmausereien vereinigten und sich gegenseitig wider Feuerfahnen und Verluste durch Schiffbruch versicherten. Die großen kirchlichen Feiern veranlaßten schon damals einen Zusammenlauf bedeutender Menschenmassen in den Städten und waren mit Märkten, Schauspielen, Schwerttänzen, öffentlicher Speisung der Armen und allen möglichen Lustbarkeiten verbunden. Man darf sich das Volksleben jener Zeit, wenigstens im Süden und Westen Deutschlands, als reich und mannigfaltig vorstellen.

Wie ein Judenpogrom entstand...

Ueber dem kleinen Städtchen mit den zusammengefallenen Holzhäusern schwebte eine bunte frostige Winternacht. Der Mond am blauen Himmel ist rund und rein, ein klares dünnes Licht fällt die Luft. Unsähhliche Sterne am Himmel senden den getrorenen Schneeflocken auf der Erde Millionen Strahlen entgegen. Die Luft ist kalt, tiefe Stille herrscht ringsumher. Die kleinen Holzhäuser durch ihr hohes Alter abgenutzt, stehen verfallenen und verträumt da. Aus ihren Fenstern schaut die Finsternis. Von irgend einem Fenster kommt ein schwacher Schein und von dort hört man auch des Feierten eine weinende, stidende Stimme. Ein trantes Kind ist vom Schlaf erwacht und weint.

Die Welt, fest von der Nacht umbüllt, schweigt still, so als ob sie sich fürchte, den Mund zu öffnen. Nur der schwere Gang des Nachtwächters, von Zeit zu Zeit das Räderrollen von Baudenwagen stören die Stille der Nacht.

Das einsie Haus, das im hellen Lichterstrahl erscheint, ist das Schloß des Grafen Koharski. Das Rären der Gfäfer und das ausgelassene Lachen der Gesellschaft hallen auf den Feldern wieder.

Es ist für niemand ein Geheimnis mehr. Graf Koharski ist über den Kopf verhäubelt und lüdt im Rausch Tanz und ausgelassenen Spielverübung. Das Erbe des Vaters ist schon lange im Spiel verloren. Er hat es verstanden, durch gesellschaftliche Hochplandereien sich auf der Oberflache des Luxuslebens zu halten.

Graf Koharski war Juden grundfästlich feind. Neben das war ihm Tradition und da Koharski von den Gefästigten reicher Juden abhängig war, so hatte er die Feindschaft innerlich getragen. Seine Miße bewies er des Feierten durch eine Spende für jüdische Wohlthatenanstaltungen.

Ein sehr häßiger Besucher des prächtigen Hauses war Samuel Reibowis, ein Jude von mittlerer Figur, roten Bari und langegebrieten Schädelhäuten. Er war der rechte Mann der jüdischen Gemeinde. Sein Hauptgeschäst bestand in den Beziehungen mit dem Grafen Koharski, den er aus jeder finanziellen Schwierigkeit herausholte, immer in dem festen Glauben, das Geld werde sich in sicheren Händen.

Eines Tages wurde Samuel in einer sehr dringlichen Angelegenheit nach dem arädischen Hof gerufen. Er erscheint kopflos in der Feiertagskleidung.

Graf Koharski empfing ihn freundlich:

"Nun, Moßel, gut, daß du da bist! Jüdisches Geld und jüdische Frauen sind eine gute Sache."

"Wie meinen Sie dies, Herr Graf?" fragte Samuel.

"Nun ja, Moßel, so lange du lebst, wird Koharski nicht untergehen. Süre, Süre! Hier kann man sehr viel Geld verdienen. Du hast doch fiderlich gehört, daß ich den Zablower Wald gekauft habe. Es fehlen mir nur noch 20 000 Kronen, die muß ich sofort haben."

Samuel war außer sich, einige Tage vorher hörte er, daß die finanzielle Lage des Grafen keine besonders gute sei. Bis jetzt schuldet ihm der Graf 30 000 Kronen und nun will er neues Geld binau. Man ist doch nur ein Mensch, hat eine Stube voll Kinder... im Städtchen eine furchtbare Not...

Seit entschlossen antwortete Samuel: "Herr Graf ich kann nicht mehr, schlechte Zeiten..." Herr Graf hind mir schon viel Geld schuldia... wer weiß?...

"Ja, da, lachte der Graf. Ich Dir Geld schuldia? Jüdische Treueheit! So ist es, wenn man die Gesellschaft in sein Haus läßt!"

"Herr Graf, laßte Samuel, nicht schuldia? Ich habe doch Weisheit, Belege, Quittungen..."

"Naß, naß, alles naß. Ihr Juden müßt zufrieden sein, daß ihr leben dürft. Ich werde euch zeigen... meine Weisheit werde ihr mit eurem Kopfe besahlen. Und jetzt, Moßel, verlaßte mein Haus und kein Wort mehr."

Naß, zusammengebrochen, schliefte sich der Jude vom Hofe fort. Zitternd kam er zum Rabbi, ihm die ganze Begebenheit erzählend. Der alte Rabbi Gfannon war ratlos. Ein unangbar immerer Schmerz brühte sich auf seinem Antlitz aus.

Einen Tag später, nachdem er im Traum die Synagoge in Flammen sah, wuchs sich die Angst zu einem Gespenk aus. In dem Städtchen gaben die Bauern zu verstehen, daß bald, sehr bald keine Juden mehr in dem Städtchen sein werden...

Am meisten fürchteten die Juden den Markttag, an dem so viele Bauern in die Stadt kamen. Tags zuvor versammelte sich die jüdische Gemeinde in der Synagoge. Der Rabbi befahl sehr bald keine Juden mehr in dem Städtchen sein werden...

Die Türen der Synagogen werden aufgebrochen, hereinströmen wilde, aufgeregte Bauern, vom Schweiß gebadete Gesichter, geführt von dem Diener des Grafen Koharski, bewaffnet mit Stöden, Eisenhäuten, Mißsaadeln. Es tracht unter ihren Füßen, sie schreiten über Körper von Kindern und Frauen... einige stürzen sich auf Samuel, andere wieder erschrecken die Heiligsten, entzündend die heilige Lade... Alles steht in Flammen... es brennen Körper unschuldiger, ehrlicher Menschen, in denen Seelen haderen, durchdrungen von der Liebe zu ihrem Glauben und zu ihrem Volk

Einen halben Tag lang dauerte der Pogrom. Als die noch am Leben Gebliebenen zum ersten Mal es wagten, auf die Straße zu schauen, saßen sie abgebrannte Trümmerräucher, ausenblünder Gefährte und dasänschen eine Reihe Ermordeter. Unter ihnen, bis zur Unkenntlichkeit verümmelt, Samuel Reibowis.

Einen Tag später fuhr Graf Koharski durch das Städtchen, auf seinem Gesicht ein zufriedenes Lächeln.

Graf Koharski brauchte seine Schulden an Samuel Reibowis nicht mehr zu bezahlen. Josef Zuder, Holländer.

Charleston

Gestern war ich in einem Tanokal. Es war ganz nett da. Zwar noch es stark nach Tabak und Schweiß dort, aber das wußte ich ja vorher. Ich wollte aber doch so gern mal Charleston sehen. Nun habe ich ihn gesehen. Und als ich sah, daß die andern, die wie ich nur zum Zusehen gekommen waren, lachten, lachte ich auch. Es war wirklich sehr lustig und soviel Berrücktheit hatte ich lange nicht gesehen.

Nachher jedoch, als ich nach Hause ains, habe ich mich geschämt; denn es waren meine Klassenanossen, die ich belachte. Die kleinen Mädchen, die Wochse um Wochse ihre ganze Jugend hinter dem Abendisch heben und die Burshen, die den Serren die Bücher führen und ihre Arbeit machen. Und all die ausgebeuteten, denen nicht helfen zu können so bitter wehe tut.

Und die nun in ihrem Hunger nach Freude jede freie Minute opfern, um Charleston zu lernen. Diesen Modetans, von dem man ihnen gelaot hat, daß ihn können muß, wer als ganzer Mensch gelten will. Und er wird doch länger aus der Mode sein, wenn all die, die sich heute an ihm verziehen, ihn können. Denn Charleston ist eine Kunst. Keine Volkstanz. Keine für den Durchschnitt. Ja, oft will es mir erscheinen, als sei er nur für die Auserlesenen erdacht.

Es ist Vosselöbtheit in diesem Tanz und Ausgelassenheit. Es ist Abalmus und Lebensgefühl in seinen Bewegungen. Aber das sind keine Sachen für die vielen. Noch nicht für die vielen. Sie sollten sich mit dem Zusehen begnügen, sollen, wenn sie können, Walzer oder Polka tanzen. Nur nicht Charleston. Es tut wehe, wenn man Sonntags die kleinen Mädchen sieht, wie sie in billigen Kleidern und den noch billigeren Strümpfen sich quälen, die Beine nach der Tanzschritt zu werfen. Nicht nach der Musik, die sie in ihrem Eifer gar nicht hören.

Und sie, die sich zu freuen, an der Brust des Geliebten einige kurze Minuten ungestört ruben zu dürfen, in den Tanokal eilen, machen Gesichter, es hätten sie ihr Lachen verlernt, als seien sie gezwungen, die schwerste Aufgabe ihres Lebens zu lösen. Und nennen doch diesen Zwang Vergnügen.

Aber ein Vergnügen ist es nur für die Bananen und Spießer, denen die Unbeholfenheit, mit der die Burshen und Mädchen mit ihren von der Arbeit heißen Gliedern all die grotesken Bewegungen und Verrenkungen, die das Wesen dieses Tanzes ausmachen, nachzumachen versuchen, ein billiges Schauspiel ist.

Und daß ich wie sie gelaot habe, tut mir wehe. Aber auch, daß diese Armen, denen das Leben keine Freude und kein Ausruhen gönnt, immer wieder hereinfallen auf jene Gewissenlosen, die versprechen, in einer Stunde ihnen das beizubringen, was die reichen Nichtstuer in langen Tagen erlernten, schmerzt mich. Und daß sie ihr Geld denen geben, die ihren Körper bewußt zur Karrikatur, zum Gespött der andern formen und dabei vielleicht nicht einmal wissen, daß sie die eigene Armeeschwächen für den großen Kampf, der uns bevorsteht; denn all die kleinen Mädchen in den Gesichtern und die Bänklinge in den Kontoren und Fabriken sollten Kämpfer sein für eine neue Welt, für eine neue Gesellschaft.

Aber man hat ihnen gelaot, es sei wichtiger Charleston zu lernen. Und so lieben sie ihre Freude und ihr Zungeln, verrieten ihren Willen zum Kampf, um mit todernten Gesichtern auf denen der Schwelch verli, sich mühevoll durch das dicke Gemoge der aliebertenredenden Altersgenossen zu schieben. Draußen aber steht die Arme und wartet auf die, die sie braucht, um in den kommenden Kämpfen Sieger zu sein. Gari.

Aus Welt und Wissen

Der Wassermolch. Im Schaufenster unserer Fischhallen findet man neben allerlei anderen lebenden Fischen ab und zu auch Hechte. Die wenigsten der Beschauser wissen, welsch ein gewaltiger Räuber der jetzt so stumpfsinnig zwischen den übrigen Bedeninjassen lebende Fisch in seiner Freiheit ist. Daß der Hecht ein Raubfisch ist, wurde uns schon in der Schule gelehrt. Betrachtet man den Fisch genauer, so verrät schon sein tiegelgepaßtenes Maul, daß er imstande ist, große Bissen zu ver-